

Du bist Muslim, aber lebst du auch als Muslim?

In Indonesien begingen Muslime und Christen bis vor kurzem noch gemeinsam ihre Feiertage. Nun aber dringt ein buchstabengläubiger Islam vor. Mit einer Rückkehr zum Patriarchalischen hat das nichts zu tun. Was aber macht eine rigorose Moral im Land der vielen Religionen so attraktiv?

Von Bettina David

Noch vor dreißig Jahren rechneten manche Beobachter Indonesiens mit einem Niedergang des dortigen Islam für den Fall, dass der synkretistische Mystizismus Javas als eigene Religion anerkannt werden sollte. Diese Anerkennung ist ausgeblieben, und längst stellt der Mystizismus keine Gefahr mehr für den orthodoxen Islam dar. Indonesien, mit mehr als zweihundert Millionen Sunniten das bevölkerungsreichste muslimische Land, hat sich wider Erwarten als eifriger Schüler des nahöstlichen neoorthodoxen Islam erwiesen.

Anfang der neunziger Jahre war es nicht mehr zu übersehen: Mehr und mehr junge Frauen riskierten den Skandal und brüskierten ihre Umgebung, indem sie sich verschleierten. Anders als in den mediterranen muslimischen Ländern, die Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts im Zuge von Modernisierungsprojekten eine Zwangsentschleierung erlebten, nahmen Frauen in Indonesien traditionellerweise unverschleiert am öffentlichen Leben teil. Von einer Rückkehr zu einer eigenen Tradition konnte also nicht die Rede sein, das Kopftuch war im Gegenteil das Symptom für etwas Neues. Die Strenggläubigkeit der Töchter galt als Affront gegen Familie, Tradition und Gesellschaft. Zwanzig Jahre später trägt nun auch ein Großteil der damals entsetzten Mütter überzeugt das Kopftuch, betet fünfmal täglich und hält streng den Ramadan ein.

Was ist passiert? Anfangs sprach man in Indonesien noch von der „malaysischen Krankheit“, die auch die eigene Bevölkerung zu erfassen schien. Susanne Schröter hat über die Entwicklung eines Feminismus im malaysischen Islam berichtet (F.A.Z. vom 22. November). Doch auch aus ihrem Aufsatz spricht eine gewisse Ratlosigkeit angesichts der Frage, warum sich gerade akademisch gebildete Frauen so stark mit einer aus westlich-säkularer Sicht frauendiskriminierenden, aus dem Nahen Osten importierten Interpretation des Islam identifizieren. Worin liegt die Anziehungskraft neoorthodoxer Religionsauslegungen, wenn diese nicht nur gegen ein westlich-liberales Verständnis von individueller Freiheit gerichtet sind, sondern auch gegen eigene, lokale Traditionen?

Im multiethnischen Indonesien ist der Islam zum Inbegriff einer Identität geworden, die an der globalen Moderne teilhat. Gerade ein buchstäbliches Verständnis der Quellen eig-



Mit dem Siegeszug eines streng aufgefassten Islam in Indonesien haben sich vor allem die Frauen zu arrangieren. Hier sucht sich eine Käuferin mit Kopftuch in Jakarta die passende Kleidung für die Feiern zum Ende des Fastenmonats Ramadan aus. Foto AFP

net sich für die Ausbildung dieser Identität. Früher überwog ein dogmatischer Pragmatismus, gemeinschaftliche Rituale standen im Mittelpunkt der religiösen Erfahrung. Inwieweit der Einzelne wirklich glaubte, ob er die Symbole des Gemeinschaftsmahles „slametan“ als Ausdruck einer hindu-buddhistischen mystischen Weltanschauung deutete, eher islamisch verstand oder nur als Feier guter nachbarschaftlicher Beziehungen sah, stand ihm frei. Es war üblich, dass Christen und Muslime gemeinsam ihre Feiertage begingen, Familien- und Nachbarschaftsbindungen waren wichtiger als religiöse Differenzen.

Das ist heute anders. Die ersten Kopftuchträgerinnen wurden als provozierender Ausdruck eines neuen „Fanatismus“ begriffen, einer kompromisslosen Identität, die die traditionelle Tugend der flexiblen, oft spielerischen Anpassung an die jeweiligen Kontexte zurückwies. Wie der Arabist Thomas Bauer in seinem jüngst erschienenen Buch „Kultur der Ambiguität“ zeigt, war es der Westen, der den Anstoß zu dieser Entwicklung gab. Der Westen, der die Spielregeln für die globale Weltgemeinschaft festlegt, fordert vor allem Eindeutigkeit. Man muss das, was man glaubt und wofür man

steht, auch leben, Worte und Taten müssen übereinstimmen – nur so ist man „authentisch“ und „vertrauenswürdig“. Unzweideutige Loyalitäten werden mit Nachdruck eingefordert; das zeigt auch die Islamdebatte in unserem Land.

Es ist genau diese Eindeutigkeit, die nun auch – darin ganz modern – der neue indonesische Islam fordert: Du nennst dich Muslim, aber lebst du auch als Muslim? Indem dieser neue Islam an das Bewusstsein jedes Einzelnen appelliert und die individuelle Verantwortung vor Gott über die Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft stellt, wird er zum Träger eines Rationalisierungsschubs. Religion wird erstmals zu einem präzise festgeschriebenen, in sich geschlossenen System, das man sich bewusst aneignet. Im Gegensatz zu liberalen Auslegungen erleichtern gerade rigide Verhaltensanweisungen die körperlich-affektive Identifikation mit dem neuen Selbstideal.

Das Bedürfnis nach Durchsetzung strenger Normen scheint groß zu sein: Allgegenwärtig ist die Klage über sich schamlos selbst bereichernde Politiker und Beamte; die moralische Panik angesichts einer entfesselten Sexualisierung stützt an der Scharia orientierte Ver-

ordnungen wie das Pornographiegesetz von 2008. Die materiellen Errungenschaften und Symbole der westlichen Moderne verleibt man sich geradezu gierig ein.

Die Rolle von Schuldgefühlen in der gegenwärtigen indonesischen Hinwendung zu einem strengeren Islamverständnis ist offensichtlich: Bei Gebeten und Predigten fließen Tränen der Reue und Dankbarkeit, der beliebte Prediger Arifin Ilham veranstaltet regelmäßig Massenveranstaltungen, in denen gemeinsam für den Einzelnen, seine Familie, Freunde und die ganze Nation um Vergebung gebeten wird. Naturkatastrophen wie der Tsunami von 2004 werden schnell als göttliche Bestrafung für eigene Schuld interpretiert. Auch gegenüber den Eltern empfinden viele eine tiefe Schuld, am Ende des Ramadan bitten die Kinder die Eltern rituell um Vergebung – eine im nahöstlichen Islam unbekannt Praxis, bei der auch erwachsene Männer weinen, wenn sie vor der Mutter niederknien. Für uns befremdlich, aber Therapieformen wie der Familienaufstellung durchaus nicht unähnlich.

Auch angesichts der pedantischen Beschäftigung mit Fragen, was erlaubt und was verboten ist, mag man an Freuds Theorie von der

Religion als kollektiver Zwangsneurose, die die Bildung einer individuellen Neurose erübrige, denken. Es genügt ein Blick auf Facebook-Statusmeldungen und Fan-Seiten – Indonesien belegt mit mehr als 35 Millionen Facebook-Nutzern Platz zwei nach den Vereinigten Staaten –, um zu erkennen, wie groß das Bedürfnis vieler Menschen nach religiös-moralistischer Ermahnung und einem durch islamische Sprachformeln ermöglichten Ausdruck gegenseitiger Bestätigung und Anteilnahme ist. Der Islam dient hier als eine Art Container für all das, wofür die sonst so überschwänglich angelegte westliche Moderne keine Sprache anzubieten hat. Die Islamisierung des gesellschaftlichen Lebens stellt sich aus dieser Sicht mithin nicht so sehr als eine Gegenbewegung zur westlichen Moderne dar, sondern ergänzt sie um eine religiös codierte, lokale Ängste und Phantasmen integrierende Dimension.

Damit sind Erfahrungsebenen angesprochen, die in Diskussionen um liberale oder fundamentalistische Koran-Auslegungen meist übersehen werden, obwohl es diese affektiv-irrationalen Aspekte sind, die für Gegenargumente taub machen. Das zeigen auch die fruchtlosen Diskussionen um das Kopftuch: Indonesische Frauen verstehen es, sich durchaus verführerisch zu verschleiern, indonesischer Smalltalk ist für unser Empfinden oft erstaunlich kokett – und da soll das Kopftuch allen Ernstes vor „sündhaftem Begehren“ schützen? Doch es geht wohl nicht nur um die angebliche Angst vor männlicher Triebhaftigkeit, sondern vor allem auch um die Stärkung des eigenen Selbstwertgefühls: das Kopftuch als eine Art zweiter Haut, die ein Gefühl von Kohärenz und Einheit bietet, Symbol der Identifikation mit einem positiven Ideal moderner indonesisch-muslimischer Weiblichkeit.

Gleichwohl ist es gerade diese Idealisierung des Islam zum Inbegriff des absolut Guten, die die gesellschaftlich dringend nötige, realitäts-gerechte Auseinandersetzung mit den eigenen Dämonen bisher verhindert. Den fatalen Auswüchsen der ideologisierten Religion – islamistischer Terrorismus und Frauen diskriminierende Scharia-Verordnungen in einigen Regionen Indonesiens, ein enormer Gruppendruck zu konform-fremdem Auftreten – steht der frömmigkeitsbegeisterte Mainstream hilf- und sprachlos gegenüber. Zu idealistisch aufgeladen ist die religiöse Sprache, der Islam in seiner neuen Funktion als Statthalter einer Halt gebenden, unantastbaren Wahrheit darf nicht kritisiert werden, gerade weil die Praxis auch weiterhin den Überzeugungen nur selten ganz entspricht.

Dennoch wird sich die indonesische Lebenslust mit ihrer Vorliebe für alles Spielerisch-Humorvolle kaum von rigiden Islaminterpretationen verdrängen lassen. Prediger wie „Uje“ Jeffrey Al Bukhori verdanken ihre Popularität auch ihrem mit dem weiblichen Publikum flirtenden Witz. Es bleibt abzuwarten, wie diese Erfahrungsdimensionen langfristig die Gestalt des indonesischen Islam formen werden. Die gegenwärtig vorherrschende Identifikation mit einem Islam, der gehorsame Unterwerfung fordert, ist vielleicht nur die erste Phase der Suche nach einer modernen islamischen Identität Indonesiens in Zeiten der Globalisierung.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Marie Luise Kaschnitz

Wulf Segebrecht

Dezembernacht

Feldhüter haben in einem Geräteschuppen (Steckrübenacker, Pflaumenbäume, Flußwind) Eine Geburt aufgespürt, hier unzulässig. Flüchtlinge gehören ins Lager und registriert. Der Schafhirt kam dazu, ein junger Mann, Der ging mit einem Stecken übers Mondfeld. Sein Hund mit Namen Wasser sprang an der Hütte hoch. Ein Alter drinnen gab Auskunft, er sei nicht der Vater. Die Feldhüter verlangten Papiere. Das Neugeborene schrie. Die Schafe versperrten die Straße. Drei Automobile Ein Mercedes, ein Bentley, eine Isotta hielten an. Drei Herren stiegen aus, drei Frauen, schöner als Engel, Fragten, wo sind wir, spielten mit den Lämmern. Spenden Sie etwas, sagten die Feldhüter. Da gaben sie ihnen Ein Parfüm von Dior, einen Pelz, einen Scheck auf die Bank von England. Sie blieben stehen und sahen zu den Sternen auf. Glänzte nicht einer besonders? Ein Rauhreif fiel, Die kleine Stimme in der Hütte schwieg. Ein Mercedes, ein Bentley, eine Isotta fuhren an Und summten wie Libellen. Der Hirte schrie Fort mit euch Schafen, fort mit euch Lämmern. Ist das Kind gestorben? Das Kind stirbt nie.

Das Kind stirbt nie

Man muss nicht besonders bibelfest sein, um doch, wenn von der Geburt eines Kindes in einer kalten Dezembernacht und unter den dürtigsten Umständen die Rede ist, an die Weihnachtsgeschichte zu denken. An den Wortlaut dieser von den Evangelisten Matthäus und Lukas überlieferten Geschichte erinnert Marie Luise Kaschnitz in ihrem Gedicht „Dezembernacht“ mehrfach. Schon die „Feldhüter“ erinnern an die Hirten, die ihre Herden des Nachts auf dem Felde hüteten. Und in dem Stern, der über dem Ort des Geburts-Geschehens „besonders“ zu glänzen scheint, wird wohl jeder den Stern von Bethlehem wiedererkennen, auch wenn er hier über einem Geräteschuppen strahlt, in dem sich die Geburt ereignet, nicht über dem Stall mit Ochs und Esel, wie die allseits beliebten Weihnachtssidyllen wissen wollen. Die Feldhüter halten die Personen, die sich unerlaubterweise in dem Schuppen befinden, für „Flüchtlinge“; und die „gehören ins Lager und registriert“. Auch hier klingen die überlieferten Geschichten von der „Heiligen Familie“ an: Nach der Darstellung des Evangelisten Matthäus floh sie vor den Nachstellungen des Herodes nach Ägypten, während sie nach Lukas wegen der vom Kaiser Augustus befohlenen Volkszählung von Nazareth nach Bethlehem aufbrach, um sich dort registrieren zu lassen. Der Gedichtanfang lässt aber zugleich auch an das Elend der Flüchtlingslager und an die Steckrübenzeiten während und nach den Weltkriegen in Deutschland denken. Man sieht: Das Vertraute geht in diesem Gedicht mit dem Befremdlichen eine denkwürdige Verbindung ein. Aber das Befremdliche überwiegt.

Das gilt auch für die Zeugen des Geschehens, die als die „Heiligen Drei Könige“ in die Weihnachtsgeschichte

Eingang gefunden haben, obwohl es, der Bibel zufolge, genau genommen eine unbestimmte Anzahl von „Weisen vom Morgenland“ war, die dem Stern nach Bethlehem folgten. Aus ihnen sind nun drei offenbar steinreiche Autofahrer mit ihren Frauen geworden, die eher zufällig am Ort der Geburt vorbeikommen und von den Schafen, die die Straße versperren, aufgehalten werden. Es sind Edel-Limosinen der zwanziger und dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die da vorfahren: „Ein Mercedes, ein Bentley, eine Isotta“. Mit der Isotta ist dabei das Luxus-Modell des italienischen Autoherstellers Fraschini gemeint (und nicht etwa eine bescheidene „Isetta“, wie die Herausgeber der „Gedichte“ innerhalb der Werkausgabe annehmen). Entsprechend großzügig fallen denn auch die Geschenke aus, die diese Besucher dem Neugeborenen machen; statt Gold, Weihrauch und Myrrhe, den Gaben der „Weisen vom Morgenland“, spenden sie: „Ein Parfüm von Dior, einen Pelz, einen Scheck auf die Bank von England.“

Solche aktualisierenden und ernüchternden Veränderungen, die Marie Luise Kaschnitz im Vergleich zu den Bibeltexten aus dem Matthäus- und Lukas-Evangelium vorgenommen hat, mögen die Liebhaber des Wortlauts der hergebrachten Bibeltexte als despektierlich oder sogar als schockierend empfinden. Doch über solche vergleichsweise dezenten Provokationen geht die Dichterin noch hinaus: Sie streicht konsequent die anrührende Familienszene der Weihnachtsgeschichte: Joseph, im Gedicht nur als „ein Alter“ bezeichnet, begnügt sich gegenüber den Ordnungshütern mit der „Auskunft, er sei nicht der Vater“ des Kindes, so als wollte er jegliche Verantwortung für das „unzulässige“ Geschehen in der Hüt-

te eilig von sich weisen. Und Maria, die Mutter? Sie kommt überhaupt nicht mehr vor. Es gibt sie nicht. Keine Rede mehr von ihrer Fürsorge für den Sohn (sie „wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe“), kein Wort mehr über die Wirkung der wunderbaren Prophezeiung der Engel („denn euch ist heute der Heiland geboren“) auf sie: „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Nichts davon! Alles gestrichen. Und mit Maria sind auch die weissagenden Engel verschwunden. Sie taugen zu nichts mehr als zu dem für sie wenig schmeichelhaften Vergleich mit den Frauen der reichen Autofahrer, von denen gesagt wird, sie seien „schöner als Engel“.

Was sich zunächst als eine relativ harmlose Variation und Modernisierung der biblischen Weihnachtsgeschichte liest, erweist sich bei näherem Zusehen als deren radikale Demontage. Sie steuert zielsicher auf die letzte Zeile des Gedichts zu: „Ist das Kind gestorben? Das Kind stirbt nie.“ Das ist von der frohen Weihnachtsbotschaft übrig geblieben. Es ist das Entscheidende.

Marie Luise Kaschnitz: „Dein Schweigen – meine Stimme“. Gedichte 1958–1961. Claassen Verlag, Hamburg 1962 (vergriffen).